

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires  
**Herausgeber:** Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde  
**Band:** 98 (2002)  
**Heft:** 1

**Artikel:** Kinderpost-Träume : Gedanken zur Ästhetik des Nützlichen en miniature  
**Autor:** Köhle-Hezinger, Christel  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-118124>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 22.01.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Kinderpost-Träume

### Gedanken zur Ästhetik des Nützlichen en miniature

Christel Köhle-Hezinger

Ein Posttrauma anstelle der Träume hätte ich eigentlich haben müssen, so scheint es mir in der Erinnerung. War ich doch aufgewachsen mit einem Vornamen, den ich nicht besonders liebte; einmal, weil ihn das Schwäbische, meine Muttersprache, nicht recht bewältigte, das heisst, ihn verstümmelte oder <-le> anhängte; zudem wurde das <st> der Mundart stets zum <sch> – so sehr, dass ich das lange für normal hielt und regelrecht erschrak bei korrekter hochdeutscher Aussprache. Während jedoch wurde ich bei dem, was meinen Kinder-Alltag in den Fünfzigerjahren unabwendbar begleitete: als «Christel von der Post» angesprochen, schlimmer noch, angesungen zu werden. Das Zitat sagte mir nichts, ich fand es daher weder treffend noch, in der ewigen Wiederholung, originell. Und dennoch ist mir kein Posttrauma, sondern ein Posttraum geblieben. Es ist der Traum von der Kinderpost, die ich bewunderte, mir immer wünschte und die ich nie erhielt. Der Traum wurde zur Begierde, weil es in meinem Umfeld nirgendwo eine Kinderpost gab – auch keine lebenden «Postler», die ich etwa besonders bewundert hätte. Es gab nur die beiden wirklichen Postler: alltäglich und draussen Frau Grün mit ihrer riesigen Posttasche, die in ihrem blauen Postkostüm «austrug», und drinnen – im Postamt – der ältere Herr hinterm Schalter. Seine Welt war nur durch den Seh-Schlitz für Kinder sichtbar und hörbar, am meisten im rhythmischen Stempeln.

Die erste echte «Kinderpost», das aus Pappe gefaltete und aufstellbare Postamt en miniature muss mir irgendwann in dieser Zeit begegnet und zum Faszinosum geworden sein. Der Traum, eine solche Kinderpost zu besitzen, wurde mir nie erfüllt – und hat mich auf fatale Weise begleitet. Eine Kindersparkasse hatte ich bereits sehr früh erhalten. Es war ein blaulackiertes Holzkistchen mit Kugelfüssen, profiliert, mittig der Schlitz zum Einwerfen, links davon ein Holzengelchen, rechts davon ein Vögelchen. Die spätere «Schulsparkasse» griff diese Kinder-Leidenschaft fürs Sparen im Kleinen klug auf. Seit Anfang des vorigen Jahrhunderts gab es sie in Deutschland – im thüringischen Apolda soll die erste deutsche, in Sachsen sollen es besonders viele gewesen sein. Durch sie, so konnte man 1890 schon in Meyers Konversations-Lexikon lesen, sollte «der Trieb zum Sparen und zur Selbstbeherrschung schon in früher Jugend geweckt werden» (15. Bd. S. 104). Mir hatten es vor allem die Märkchen angetan, die man ins kleine rote Schulsparheft auf die Felder einkleben musste – «50er» oder «1 Mark». Bis heute – ich gestehe es – erfüllen mich die niederen postalischen Tätigkeiten wie Stempeln oder Ausfüllen mit einem gewissen kindlichen Vergnügen.

*Prodesse et delectare*: Das war das Programm der Poetik, der Bildung seit der Antike. Horaz spricht von «*dulce et utile*», süß und nützlich. Das war auch das pädagogische Programm des Spielens, seit Ende des 17. Jahrhunderts noch für we-

nige, seit Ende des 18. Jahrhunderts für zunehmend mehr Kinder; bürgerliche freilich lange noch. Denn Spielzeug bedeutete Besitz, und die «Gespielen» setzten Gesellschaft und damit Musse voraus. Ob Bilder-ABC, Würfelspiel «Reise um die Welt» oder Papiertheater in der Wohnstube – all dies Spielen und Lernen war, bis in unsere Zeit, stets ein bürgerliches. Solche «Welt-Erfahrung» im Grossen und im Kleinen blieb lange und ausschliesslich Stadtkindern, Beamtenkindern, Bürgerkindern vorbehalten. Die kleinen Hausfrauen, kleinen Handwerker und Kaufleute bildeten sich spielend heran ans praktische Leben später und daheim. Das Abenteuer, die grosse Welt war dessen Dekor, bekannt aus Bilder- und Jugendbüchern, Sammelbildern, Spiel und Theater. Räuber und Ritter, Wildwest und Karl May, Dampfmaschine und «Märklin» waren es für die Buben; für die Mädchen der Salon, Puppe und Herd, später – lesend – die Welt der Höfe und Kommerzienratsfamilien mit Matrosenkindern.

Im Jahre 1904 lesen wir bei Paul Hildebrandt von den «neueren Berufsspielen», worunter die Kinderpost «sehr beliebt» sei (zit. n. «Die Post in Kinderhand», S. 11). War die Kinderpost ein «Berufsspiel» oder war sie mehr als die Einübung in die Berufswelt der Erwachsenen?

Die Kinderpost ist, zunächst und vor allem, Miniatur: Sie ist Symbol und Zeichen – wie das «Grosse Bett» für das Grosswerden, Inbegriff des «Wenn ich einmal gross bin», jener Wegmarke kindlicher Zeitrechnung. Entscheidend ist dabei nicht das Kleine an sich, sondern das Kleingemachte, das Verkleinerte, das auf Kindermass Heruntergestutzte; etwa der Kindertisch mit den Kinderstühlchen, Refugium kindlichen Separierens, das besonders im mehrgenerativen Wohnen besondere Bedeutung besass. Dies galt generell für Kindermobiliar und Kinderkleidung, mehr aber noch für die Puppenkleidung mit ihren Schühchen, Täschchen, Tellerchen und Schüsselchen (von den Kinderaborten im Kindergarten ganz zu schweigen). «Wer hat von meinem Tellerchen gegessen, aus meinem Becherchen getrunken?»: Diese Zwergenfragen beim Anblick der nicht mehr frischen Zwergentafel mögen, so gesehen, auch dazu beigetragen haben, dass «Schneewittchen» – so bildhaft und bevorzugt eingepägt – bis heute das bestmemorierte deutsche Märchen ist.

Kindergerät aller Art wie Besen und Schaufeln, Eimerchen und Giesskännchen gehören auch in diese Reihung. Sie lehren das Tun, was die Grossen auch leidenschaftlich taten und tun: putzen, räumen, werkeln, gärtnern, bauen. Heute längst käufliche Kindertraktoren und Kinderrasenmäher aus Plastik lassen fürchten, dass das im Outdoor-Bereich derzeit wohl populärste Objekt dieser Sach- und Pflegegruppe, der Gartenhäcksler, auch bald seine notwendige, kindgemässe Verniedlichung und Nutzung erfahren wird.

Die «Miniatur im Freien» verdient freilich noch einen gesonderten Blick. Verkleinertes Gartengerät lässt schliessen auf eingehegte Räume, Reviere, Plätzchen und Orte des Wirkens, das Klein und Gross eint. Auch der Heimwerker, auch der Gartenwerker fände nur bedingt Befriedigung durch Gerät und Material. Kinder-Gärten oder besser -Gärtchen (nicht Kindergärten!) waren und sind solche Orte integrierten, intergenerativen Wirkens. Als Eckchen oder Zwickel abgetrennt vom



Abb. 1: Deutsche Kinderpost aus den 1930er-Jahren.

Garten der Grossen, war ein solches Gärtchen oft der Ort ersten eigenen Kulturschaffens im Sinne von cultura, lateinisch «Landbau». Man durfte hier selber planen und pflanzen, und man musste giessen. Aber lange Dauer war solcher Eigenkultur in der Regel nicht beschieden. Ich erinnere mich, dass ich mein Gärtle vergass, weil allein gärtnerisch nicht dem Sinn von «draussen sein» entsprach. Zur Einsamkeit des Gartenspiels kam die Erkenntnis, dass dies letztlich nicht Spiel, sondern Arbeit, dem Vorbild der Grossen anzunähern sei; dass also der Garten nicht Paradies, sondern Schweiss bedeutet, eine Vorahnung des Sündenfalls gleichsam sein sollte.

Eine bestimmte Art von Gärtchen aber, so ein tiefer Eindruck in meiner Erinnerung, war für viele Kinder dennoch Vorgeschmack vom Paradies. Es war ein Ort der Andacht. Ich meine die Zwergengärten, die eine magische Anziehungskraft besaßen. Hinter Stacheln war dies eine kleine, heile Welt, ein Zwergen-Arkadien. Als Orte des Staunens wurden sie rituell aufgesucht und genossen, diese Miniaturwelten von Zwergen-Schläfern, -Lesern, -Anglern – insgesamt eine Welt der niedlichen Kontemplation.

Andacht und Arbeit sind nicht Spiel. Mit dem eigenen Gärtchen konnte, mit dem Zwergengärtchen penibler Zwergenfreunde durfte man nicht spielen. Die Frage ist: Wo sind für den kleinen homo ludens die Scheidelinien, die Trennungen festzumachen – jenseits der Spieltheorie, der Lerntheorie, der Philosophie?

Die Archäologie der Erinnerung weist hier den Weg; sie weist ihn zu Weihnachten, vorweg. Auch da gab es das Paradiesgärtlein, den Ort der Andacht: die Krippe.

Allerdings war auch ein selbstgemachtes Krippchen, selbstentworfen, selbstgesägt und beleuchtet, selbstbemalt und -bemoost, kein Spiel-Ort. Es war nicht der Platz für Action, Fantasy, Erfindung. Hier hatte vielmehr alles seinen genauen Platz, seine Ordnung. Der Ort der Handlung war ebenso festgelegt (weil i. w. S. festgeschrieben) wie die Personen, die Requisiten und der Ausgang der Geschichte. Es war ein Geschehen, stillgestellt, zum Leben allenfalls kurzzeitig erweckt im Krippenspiel; und auch das noch war vorgegeben.

Anders bei der Puppenstube oder deren Luxusausführung, dem Puppenhaus. Hier war die Struktur, das Grundmuster vorgegeben, das dem Leben als Spiel folgte im «Vater-Mutter-Kind», «Kochen-Essen-Schlafen». Es war Mimesis, Nachahmung auf kindliche Weise, gleichsam der Natur, der Kultur und ihren Geschlechter-Ordnungen nachempfunden. «Vaterles und Mutterles» stellte, wenigstens bei uns, das Doktorspiel lange in den Schatten. Die Varianten dieses Spiels waren begrenzt durch diesen Rahmen: das kranke Kind, Kinderkriegen, Kindergeburtstag, der Vater kommt heim, die böse Tante und wie sie alle hiessen. Beim gemischtgeschlechtlichen weihnachtlichen Spielrevier, dem Kaufladen, war es prinzipiell ähnlich, doch der Spielraum im Sinne des Wortes war grösser. Zwar gab es Verkäufer und Käufer, Ware gegen Geld, den ausgesprochenen Wunsch und dessen Erfüllung; aber die Varianz war grösser. Kind kauft ein, allein oder mit Mutter; Einkauf spontan oder mit langer Liste, mit Verkaufsgespräch oder ohne, mit Echt- oder mit Spielgeld oder (der Supergau in meinem Falle) «heimlicher Ladendiebstahl» und dessen Entdeckung, wenn der grosse Bruder – ohne Geld, Ordnung, Verkaufsgespräch – alle Schublädchen, überfallartig und ohne die niedlichen Tütchen zu nutzen, direkt in den Mund entleert hatte. Eisenbahnsabotage war die einzig adäquate Gegenwehr, die in Gleiszerstörung oder Entgleisung mündete. Es gab und gibt freilich Eisenbahnanlagen, die solche Abenteuer nur in technisch geregelter Weise zulassen. Beschleunigen, umleiten, Signale und Schranken setzen, Berg- und Talfahrt, Seilbahn- und Bahnhofsbeleuchtung, von Schalttafel und Computer geregelt, scheinen oft rasch nach ihrer Installierung zu Orten der Langeweile zu werden. Eisenbahn haben, besitzen, aufbauen scheint dem Traum weniger nahe zu sein als Eisenbahner oder Lokführer zu sein. Könnte auch hier das Geheimnis der Kinderpost liegen? Ihr Besitz, ähnlich wie der des Kaufladens oder der Puppenstube, des Puppenherds, des Arztkoffers und anderer Requisiten bietet Status, aber noch nicht Leben.

Postspielen, Kaufladenspielen aber verändert, es berührt im Spiel das Sein: als Verkäuferin, Mutter, Kind, Lehrerin, Postlerin. Es bedeutet Teil-Sein und Teil-Haben an der Welt der Grossen – aber en miniature, passgenau und für Grosse nur mit Erlaubnis oder gegen Entgelt zu betreten. Kinder sind hier das Mass, und sie sind die Pförtner. Der Schalter ist daher unverzichtbare Schwelle bei der Kinderpost, ähnlich wie der Ladentisch und die Glocke beim Kaufladen dafür – hörbar und sichtbar – Ausdruck sind. In Aussehen und Funktion unterscheidet er sich kaum von der Theaterbühne der Guckkästen und Papiertheater der bürgerlichen Wohnzimmer im 19. Jahrhundert.

Die Kulturgeschichte des Schalters ist noch nicht geschrieben. Sie wäre lohnend, gerade in einer Zeit des Schalterverlustes auf Bahnhöfen, in Postämtern, Banken, Ämtern. Überall, so scheint es, weicht der Schalter und die Schranke – selbst an der Grenze. Der fließende Übergang wird zur Signatur des Millenniums und der Post-Moderne. Beim Flanieren, Essen, Liften, Lieben: ein Leben scheinbar ohne Grenzen, Rituale, Pflichten, Schranken – und ohne Schalter; ohne den Schalter, im Leben wie im Spiel, ohne die genaue Grenze zwischen davor und dahinter; zwischen Kinderpostbesitzern und Mitspielenden, Tätern und Opfern, zwischen Aktivität und Passivität. Das Spiel braucht den Schalter als sichtbaren Ausdruck, und das Spiel braucht die Requisiten von Amt und Würde. Ihre sinnlichen Qualitäten sind im Falle der Kinderpost unübersehbar. Da ist das Gelb der Farbe, der Geruch und der Klang der Stempel, der Geschmack der Briefmarken und Kuverts auf der Zunge, der Formatreichtum der Formulare mit ihren Schriften und Zeichen. Dazugedacht (weil bekannt) ist der dazugehörige Kontext von Schalterraum und Halle, Beamten und Briefträgern, ihren Uniformen und Taschen, Postautos und Wagen.

Die Kinderpost als Miniatur, als Mikrokosmos hat aus der Sicht des kulturellen Handelns, insbesondere des kindlichen Erlebens und Bedeutens freilich noch andere, unübersehbare Dimensionen. Sie weisen in Richtung von Geschlecht und Macht, Profession und Hierarchie, Weltdeutung und Ritual. Susanne von Goesselsteinmann spricht in ihren Anmerkungen zu Postspielsachen davon, dass der kindliche Hochheitsakt des Briefeversendens heute zunehmend Kaufladencharakter habe, auf Rollentausch und Identität verweise («Der Elefant bekommt einen Brief und telefoniert mit seiner Frau in Indien...»). In: *Die Post in Kinderhand*, S. 9 ff.) Es ist die Imitatio, die in der Miniatur postalische Gestalt annimmt. Was Max Weber beschrieben hat als Herrschaft der Bürokratisierung und als den Prozess der Entzauberung der Welt, erhält gleichsam sichtbaren Ausdruck in der Kinderpost als Zauber auf Zeit. Der Zauber der Miniatur ist der Zauber bürokratisch-kindlicher Teilhabe: an Weltbefördern, Schalten, Ver-Walten. Diese Teilhabe und Vorausahnung vollzieht sich im Rahmen fester Rituale, Handlungen, Symbole, mit Hilfe von Schalter und Stempel, Formular, Ein- und Ausgabe. Das Kleine steht hier für das Grosse – und es braucht sich wechselseitig. Kinderpost braucht Teilhabe und Teilnahme, denn Kinder spannen Erwachsene ein, und sie verkehren die Welt damit. Es ist das ewig gleiche Spiel, aber mit vertauschten Rollen: «Du bist das Kind und ich bin die Lehrerin...» (wie es in der Orangensaft-Werbung heisst) – oder die Postlerin. Kaufladen und Kinderpost bergen das kindliche Recht auf Mitspieler, auf Routine und auf Verkehrung. Sie bergen es und sie bilden es ab, in der Miniatur des mittlerweile gewordenen Nützlichen, Kleinen, Schönen.

## **Anmerkungen**

Anregungen (und den Anstoss) zu diesem Text verdanke ich der Ausstellung und gleichnamigen Begleitpublikation: «Die Post in Kinderhand. Postspielsachen von gestern bis heute.» Herausgegeben von Susanne von Goessel-Steinmann. Mit Beiträgen von Marion Faber, Dorothea Friedrich, Susanne von Goessel-Steinmann, Uta Schier-Oberdorffer und Hans-Christian Teubrich (Bonn 1998, Ausstellung in Nürnberg 1998/99, Frankfurt 1999 und Hamburg 1999/2000) sowie Gesprächen mit Beate Spiegel, Nürnberg/München, deren eigene «Kinderpost» der blasende Postillon noch in den 1960er Jahren zierte.

Die abgebildete «Kinder-Post» aus den 1930er Jahren verdanke ich Ingeborg Gräwe (Inzigkofen), die als Kind in Schramberg begeisterte Postspielerin war.